

Wir alle leben in der Diaspora. Es ist immer nur eine Frage der Perspektive, ob wir das sehen oder nicht. In meinem Heimatdorf gehöre ich einer Minderheit an und lebe damit in der Diaspora. Aber wenn ich meine Perspektive ändere und das ganze Land betrachte, gehöre ich zur Mehrheitsbevölkerung. Nehme ich Europa als Kontext, so gehöre ich vielleicht wieder zu einer Minderheit. Ich kann nicht nur kirchlich gesehen in der Diaspora sein, sondern auch meine Ethnie kann mich in diese Situation bringen – oder meine Hautfarbe oder meine sexuelle Orientierung, meine Einkommensklasse oder mein Bildungsstand. Dazu kommt noch das subjektive Gefühl: Wie groß muss die Dichte meiner Gleichartigen sein, damit ich mich *nicht* in der Diaspora fühle? Ab wann habe ich das Gefühl der Vereinzelung?

Darum reicht es nicht aus, von „Diaspora“ an und für sich zu sprechen, sondern es gilt, auch die feineren Töne mitzuhören. In diesem Sinn ist die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien ein Erfahrungsfeld, das genauer zu betrachten sich lohnt, um für Diasporasituationen sensibel zu werden.

## **1. Bei den Mitgliedern der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien überschneiden sich mehrere Diasporaebenen**

Als lutherische Kirche in einem mehrheitlich orthodoxen Umfeld leben die Gemeinden im Kontext Rumäniens in der Diaspora<sup>2</sup> – doch dies nicht nur aus kirchlicher Sicht, sondern auch aus ethnischer. Da die Mehrheit der Mitglieder der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien der deutschen Min-

---

1 Referat auf der kleinen Diasporakonferenz zum Abschluss der Reise des Martin-Luther-Bundes nach Siebenbürgen in Rumänien am 26. Juni 2008 in Sibiu-Hermannstadt.

2 Im Sinn der Einleitung ist natürlich ihrerseits die orthodoxe Kirche in Europa eine Minderheit und an vielen Orten in ebenfalls vielfältiger Diasporasituation.

derheit angehört, hebt sie sich auch sprachlich vom rumänischen Umfeld ab. Die Amtssprache der Kirche bleibt weiterhin Deutsch. Da die Siebenbürger Sachsen eine eigene, Jahrhunderte alte Kultur entwickelt haben, bringt diese Prägung sie auch in eine Lebenssituation, in der die Nachbarn einfach anders sind. Darum kann man feststellen, dass sich die meisten Gemeindeglieder in einer dreifachen Diaspora befinden – kirchlich, sprachlich und kulturell. Für die eigene Identität sind alle drei wichtig und oft nicht zu unterscheiden. Erst eine eingehende Analyse kann herausfinden, welche der drei Ebenen was bewirkt. Ein Ansatz für die Analyse wäre die Beobachtung derjenigen Menschen, die nicht mehr in dieser dreifachen Diaspora leben, sondern nur in doppelter oder einfacher, wie etwa Kinder aus konfessionsverschiedenen Ehen, die zwar evangelisch getauft sind, aber durch ihre Primärsozialisation kulturell der Mehrheit angeglichen sind, oder Konvertiten, die nur oder hauptsächlich rumänisch sprechen. Welches Selbstbild haben solche Menschen „zwischen den Fronten“? Fühlen sie sich als Sachsen zweiter Klasse oder entwickeln sie eine eigene Identität? Nachdem das Gruppenbewusstsein durch Interferenzerscheinungen einen weicheren Rand bekommen hat, ist auch die Sichtweise der Diasporaexistenz vielschichtiger und wohl auch durchsichtiger geworden. Zusätzlich muss Fremdsicht von Selbstsicht getrennt werden.<sup>3</sup>

Es ist ein Erfahrungswert, dass beim Wegfallen der sprachlichen und kulturellen Diasporaebene die verbleibende kirchliche (lutherische) meistens nicht stark genug ist, um eine soziale Gruppenbildung zu ermöglichen.<sup>4</sup> Glaube wird zur persönlichen Überzeugung, die gesellschaftlich nicht abgefragt wird. Es braucht mindestens zwei der Ebenen, um sich als eigene Gruppe gegenüber dem „significant other“ zu verstehen.

## **2. Es muss zwischen „positiver“ und „negativer“ Diaspora unterschieden werden**

Die Begriffe „positiv“ und „negativ“ sind formal und beliebig gewählt. Man könnte diese beiden Formen der Diaspora auch anders benennen. Aber die Sache an sich darf nicht übergangen werden. Unter „negativer Diaspora“

---

3 In der Fremdsicht sind Konvertiten zur evangelischen Kirche oft Sachsen schlechterer Qualität. In der Selbstsicht sind sie dieses keinesfalls.

4 Anders bei den Freikirchen und Sekten, die sich allein durch ihre Glaubensart eine Gegenwelt zur Gesellschaft schaffen.

verstehe ich eine kirchliche Situation, in der die Entwicklung abwärts geht. Aus einer ehemals kompakten Mehrheitskirche mit sozialer Dichte ist eine Minderheitskirche in Zerstreuung geworden. Einst stellte diese Gruppe den stärksten sozialen Faktor dar, aber nun ist sie ausgedünnt und demographisch überrundet worden. Große Kirchengebäude erinnern an eine große Vergangenheit, aber sie stehen heute leer. Obwohl einst ein kompaktes evangelisches Schulwesen vorhanden war, ist mancherorts nicht einmal der evangelische Religionsunterricht oder Konfirmandenunterricht mehr möglich. Ein ganzer Kranz von religiösem Brauchtum ist seit Jahren nicht mehr aufrechterhalten, und jede Rede über die Kirche bezieht sich auf ein bestimmtes oder unbestimmtes „früher“.

Dieser Typus von Diaspora wird eindeutig als ein Abstieg verstanden, und deswegen bezeichne ich ihn mit dem Arbeitsbegriff „negativ“. Die offenbarende semantische Formel im Sprachgebrauch der negativen Diaspora ist das „noch“. „*Noch* sind wir 17 Evangelische.“ „*Noch* können wir zu Weihnachten Gottesdienst halten.“ „*Noch* können wir die Beerdigungen allein gestalten.“

Mit „positiver Diaspora“ ist das Gegenteil der geschilderten Situation gemeint: eine Kirchenstruktur, die im Entstehen ist und die sich nicht an der Vergangenheit, sondern an der Zukunft orientiert. Hier gibt es Visionen, vielleicht auch schon ein Programm und Administration, aber erst wenige Mitglieder. Hier ist das „schon“ anstelle des „noch“ zu finden. „Wir sind *schon* 17 Evangelische am Ort.“ Man stelle also fest, dass meine beispielhafte Zahl „17“ für die negative Diaspora eine Katastrophe darstellt, aber für die positive Diaspora ein Zeichen der Hoffnung ist. Es geht also nicht um die messbaren Inhalte, sondern wieder schlichtweg um die Perspektive.

In der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien ist an den meisten Orten eine negative Diaspora zu finden. Eine so dramatische Ausdünnung, wie sie durch die Grenzöffnung nach der Wende von 1989 hervorgerufen wurde, lässt kaum etwas anderes zu. In wenigen Jahren von über 100 000 Mitgliedern auf 15 000 zu schrumpfen ist in der Statistik wohl fassbar, aber im Leben einer Gemeinde eher unfassbar. Von heute auf morgen sind nicht nur die Gemeindeleitung, Pfarrer und Mitarbeiter ausgewandert, sondern die gesamte Basis ist auseinandergefallen. Der Lebenswille der meisten Gemeinden ging verloren. Erneuerte Strukturen sind mehrfach hintereinander zusammengebrochen. Auch diejenigen, die neu in Ämter kamen, waren ihrerseits nach kurzer Zeit weg. Das Gefühl, von einer Lawine erfasst zu sein, lastete auf allem. So ging ungeheuer viel ideeller Wert und Wissen verloren, weil die Wissensträger niemanden mehr hatten, an den sie ihr Wissen hätten weitergeben können. Die Folge davon sind Gemeinden, die ihre eigenen

Traditionen und Werte nicht mehr kennen.<sup>5</sup> Das Eigene wird nicht mehr gekannt, und man lässt sich von jedem Neankömmling das Seine aufdrängen. Gemeinden geraten in Abhängigkeit von ihren Pfarrern, weil sie kein Gegengewicht mehr bieten können. Selten ist der Kurator zu finden, der dem neuen Pfarrer selbstbewusst sagt: „Bei uns ist das so!“

Als typische „negative“ Diaspora versteht man sich als Rest eines goldenen Zeitalters. Man hält Gottesdienste in verstaubten Amtsräumen (man „feiert“ sie nicht mehr!) und erinnert sich an die vergangenen Zeiten. Die gesellschaftliche Relevanz ist verlorengegangen. Nach der Wende fing unsere Kirchenleitung diese Situation auf und leitete einen Prozess des Trauerns ein.

Es sind in der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien freilich auch Ansätze einer „positiven“ Diaspora zu finden. Diese ist vor allem in den Städten lokalisiert, wo die Auswanderungswelle mehr an Substanz zurückgelassen hat und wo die Gemeindeglieder schon vorher in Vereinzelung gelebt und darum den Schock der Ausdünnung nicht so heftig erlebt haben. Stadtgemeinden mit diakonischen Einrichtungen, mit Kulturangeboten und mit Jugendarbeit suchen ihre Identität in einem anderswertig geprägten Umfeld. Schulen mit Unterricht in deutscher Sprache sind vorhanden und fördern nicht nur potentiellen Gemeindenachwuchs, sondern auch Identität. Gesellschaftliche Relevanz wird wieder gesucht, Ökumene und Partnerschaften gepflegt, es besteht der Mut, sich den Herausforderungen zu stellen. Meistens sind junge Pfarrer die Motoren solcher Visionserneuerungen.<sup>6</sup> Sie verkünden, dass der Trauerprozess ein Ende hat, und mühen sich um Gemeindeerneuerung durch Gemeindeaufbau. Sie akzeptieren den Verlust, der langsam zum historischen Ereignis wird. Sie wollen sich nicht mehr von diesem Verlust bestimmen lassen.

Wie stark das Erleben der siebenbürgischen Diaspora von der Perspektive abhängt, zeigt ihre unterschiedliche Wahrnehmung bei Neusiedlern aus dem binnendeutschen Raum im Gegensatz zu Rücksiedlern aus den Reihen der Siebenbürger Sachsen. Letztere gibt es wenige, gerade weil sie nur den Abstieg sehen. Sie vergleichen die Situation von heute mit der Situation von

---

5 Beispielhaft seien jene Diskussionen zwischen Gemeindegurator und Gastprediger, in denen letzterer etwas über die Gottesdienstordnung erfahren will. Die Antwort der Gemeindeguratoren ist in vielen Fällen stereotyp resignativ: „Machen Sie es, wie Sie es wissen, denn Sie haben es ja studiert.“

6 Oftmals aber geht der Bruch zwischen „positiver“ und „negativer“ Diaspora mitten durch die gleiche Gemeinde und deren Gremien. Die Herausforderungen an die Gemeinde und die Antworten darauf werden unterschiedlich gesehen.

gestern.<sup>7</sup> Der Neusiedler ist vom Druck der verlorenen Vergangenheit befreit und freut sich des Vorhandenen.

Um in einer „positiven“ Diaspora zu leben, müssen wir darum nicht notwendigerweise demographische Fakten verändern, sondern unsere innere Einstellung. Ob dieses einfacher oder schwerer ist, sei dahingestellt.

### 3. Es kommt nicht auf die Anzahl, sondern auf die Qualität an

Im Hintergrund dieses banalen Satzes steht eine leidvolle Erfahrung. Ihn zu lernen war viel schwerer, als ihn zu sagen. Gleich nach der Wende wurden von der Landeskirche vierteljährliche Statistiken veröffentlicht, in denen die Zahl der Mitglieder aller Gemeinden wiedergegeben wurde. So konnte man den Abstieg konstant verfolgen und sehen, wie man mehr und mehr zur extremen Diaspora schrumpfte. Man sah gebannt hin – wie die Maus auf die Schlange. Man rechnete sich aus, wann der Zeitpunkt gekommen sein würde, an dem sich die Kirche ganz auflösen würde. Aber irgendwann merkte man, dass – obwohl weniger Menschen da waren – die Aufgaben und merkwürdigerweise auch die Erfolge wuchsen. Kleiner werdende Gemeinden wurden aktiv in Diakonie, Restitutionsen, Renovierungen, Partnerschaften, Tourismus, Kultur etc. Das war eine Spannung, die sich zur Erfahrung verdichtete. So konnten wir lernen, dass es reicht, eine Handvoll einsatzbereiter Menschen zu haben, um Gemeindeleben aufrechtzuerhalten. Eine große Anzahl Listenmitglieder ist noch lange keine Garantie dafür, dass kirchliches Leben gelingt. So wuchs in den zwei Jahrzehnten seit der Wende diese banale, aber kostbare Wahrheit: Es kommt nicht auf die Anzahl an, sondern auf die Qualität. Diese Erkenntnis wurde dann Voraussetzung zu dem Wandel hin zu positiver Diaspora.

Die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien lebt in einer spannenden Epoche. Noch nie war es Einzelpersonen möglich, so viel zu bewegen wie in den Jahren nach der Wende. Personen waren weit wichtiger als Strukturen. Die

---

<sup>7</sup> So klagen Rücksiedler über den Qualitätsabstieg der Schulen mit deutscher Unterrichtssprache, an denen es keine Fachlehrer mehr gäbe und die Schüler untereinander nicht mehr deutsch sprächen, weil sie aus rumänischen Familien kommen. Der Neusiedler aus Deutschland oder der Schweiz ist begeistert, denn er sieht bloß, dass es diese Schulen gibt. Das Dasein eines weitverzweigten und gewichtigen Unterrichtssystems für eine kleine Minderheit ist an und für sich eine große Sache und schafft Chancen für einen Neusiedler und dessen Familie.

Herausforderungen haben sich allerdings mit dem Eintreten von Stabilität verändert. Die unterschiedlichen Ebenen der Diaspora müssen integriert und verstanden werden, um aus Glaube nicht Ideologie werden zu lassen. Die Ursache von Mutlosigkeit muss richtig im Inneren der Menschen und nicht im Äußeren gesucht werden. Obwohl spannend und produktiv, muss diese Epoche des Suchens irgendwann zu Ende gehen, um der Kirche die Chance zu geben, die Vergangenheit zu verarbeiten und in einer positiven Diaspora Gegenwart zu gestalten.